

Schaurig / Schön – Ungeheuerliches in der Kunst

Gregor M. Lechner OSB

Beides sind konträr lautende Adjektive für Eigenschaften, die nicht konvertierbar scheinen, sich gegenseitig ausschließen, keine kommunizierenden Phiole. Ihre oszillierenden Substanzen reichen von abstoßender Niedertracht, Bosheit, Hässlichkeit und Lächerlichkeit bis zur Diabolik und obszön-erotischem Sarkasmus und voyeuristischer Provokation. Nicht umsonst steckt im „Sarkasmus“ das griechische Wort Sarx / Fleisch. Hier eine überzeugende adäquate Balance zur Schönheit herzustellen, ist eine kaum lösbare oder überzeugende Herausforderung und so verlegt bereits die Aufklärung das Böse ins Innere des Menschen und verzichtet seitdem auf eine Ikonologie des Bösen. Diese basierte weitgehend auf dem apokryphen Bartholomäus-Evangelium, nach ihm ist Luzifer ein riesenhaftes Montageprodukt aus Widerspruchsgeist, um sich von den Zwängen göttlicher Vormundschaft zu emanzipieren, vereint die Wollust Pans und Geilheit Satyrs, übernimmt die schwarze Würde vorderasiatischer und androgyner Dämonen und die Gewalttätigkeit eines germanischen Loki. Demnach hatte Tobias Morettis Teufel in Hofmannsthals Jedermann in Salzburg keine ernsthaften Chancen beim ambivalenten Empfinden eines amorphen Festpublikums, welches voller subjektiver Vorstellungen steckt je nach Alter, Provenienz und Bildungsstand, bzw. Glaubenshaltung. Nach Sigmund Freud hat jede Zeit eigene Bilder des Abseitigen und Verbotenen hervorgebracht, diese spiegeln deren kulturelle Selbstentwürfe indirekt wider.

Natürlich habe ich mir die Frage gestellt, warum gerade ich als Geistlicher, Mönch und Kunsthistoriker zu diesem Thema heute sprechen darf. Nach altem Weiheritus noch zum Exorzisten geweiht, weit von dieser Erwähltheit entfernt, beschränke ich mich daher auf die Kunstgeschichte.

Die Thematik reicht zwar über dieses Fach hinaus, in die Philosophie und Theologie mit Schwerpunkt Theodizée, ist aber wesentliches Zentrum der Sparte Ästhetik. War zunächst das Schöne im Mittelpunkt des Interesses, ist in jüngerer Zeit das Böse auch einer Ästhetik würdig geworden. Auslöser dafür könnte der 1796 anonym erschienene Roman „The Monk“ des Matthew Gregory Lewis (1775-1818) gewesen sein (Protagonisten sind Mathilda und Ambrosio), wenn nicht gar schon Hans Sachs' misogyne Version des Bibeldramas vom Sündenfall (1548).

Obwohl das Böse seit Hesiods Theogonia schon zur Theodizée gehörig, hat es sich bevorzugt auf Bilder und Vorstellungen der Hölle reduziert. Nach Hesiod kann das Böse nicht aus der Schöpfung vertrieben werden, es wird a se durch den Verlauf der Geschichte hervorgetrieben und ausgeformt (Hegel). Die Vorstellungen beginnen bereits mit Enkidu im Hades in der letzten und XII. Tafel des Gilgamesch-Epos unter den Königen von Uruk im dritten vorchristlichen Jahrtausend. Es ist dies das älteste tradierte „Bild“ einer Hölle mit Fortsetzung in der Orkus-Mythologie des Vergil (6. Buch der Aeneis), mit Belial im Fragment des apokryphen Bartholomäus-Evangeliums (heute 3. Jh.), bei Augustinus im Kapitel 2 seiner „De Civitate Dei“, im 12. Jh. zur Hochzeit der Pariser Scholastik bis hin zum Inferno in Dantes „Göttlicher Komödie“ (1307-21), erst 1472 publiziert. In der Aufklärung ist es Goethe mit Mephisto in seinem abgründigen „Faust“ mit einem der wesentlichsten aller Elementargeister. Dieser Teufel ist bereits kalt, sogar als Liebhaber Gretchens, er ist jedoch nicht hässlich, vielmehr Gentleman (H. Heine, 1837).

Wie Beispiele aus der Heiligenikonographie bis heute zeigen, waren Mönche bevorzugte Opfer von Dämonen, Sieger konnten in den Heiligenkalender einziehen, wo landeten die Opfer? Immer war es das Weibliche, das die Dämonen auf die empfänglichen Mönche hetzten und so manch prächtiges mittelalterliches Chorgestühl zeigt bis heute an den unter den Sitzen verborgenen Miserikordien der Chorstellen als verlängerten hölzernen Fortsatz des zu entlastenden mönchischen Steißbeins eine eigene kurios-dämonische Unterwelt von persiflierenden Drollerien. Es rentiert sich, Mönchen unter den Habit zu schauen, nicht selten hat jeder sein eigenes lüsternes „Weibchen“. Anführer der versuchten Heiligen ist der Einsiedler Antonius. Die angesetzten Grazien präsentieren einen ungeahnten Reichtum an Einfällen, Aussehen, Raffinesse und fordernder Vehemenz, sind mehr oder weniger nackig, so manche Buhlschaft könnte hier Nachhilfe einholen. Immer bilden Frauen den Gipfelpunkt diverser Versuchungen, denn das Fleisch ist bei Mönchen ständige Schwachstelle gewesen. Allein für Antonius benennt Louis Réau nicht weniger als 40 Belege namhafter Künstler wie Hieronymus Bosch, Jacques Callot, Paul Cézanne, Lukas Cranach, Nikolaus-Manuel Deutsch, James Ensor, Max Ernst, Matthias Grünewald, Lukas van Leyden, Odilon Redon, Stefano di Giovanni Sassetta, Martin Schongauer, David Terniers, Simon Vouet u.a. Selbst den Ordensvater Benedikt lässt der Satan seine Begehrlichkeit auskosten, was ihm die Abtötung im Rosenbeet eintrug, immerhin sollen die Dornen duftende Rosen im Winter hervorgebracht

haben. Von den Kirchenvätern ist es gar der spätere Kardinal Hieronymus, der mittels ostentativen Steineklopfens an die Brust Sinnlichkeit und Vaterschaft bereut, was dennoch sein Attribut den zahmen Löwen kalt lässt. Dramatischer muss es beim jugendlichen Thomas von Aquin zugegangen sein, dem sein Vater drei knusprige Grazien ins Verlies schickt, um den Fortbestand seines Adelsgeschlechts zu sichern. Es muss auch hier Winter gewesen sein, denn Thomas vertreibt deren pflichtgemäße Zudringlichkeit mit brennenden Holzscheiten aus dem Kamin. Welch schaurig-schöne Schreckensschreie nackter Damen, Schlagen der Schlosstüren und die Zornesausbrüche eines unterlegenen Vaters, bis Engel Thomas den Gürtel der Keuschheit anlegen.

Noch hatten und haben Theologen, selbst Martin Luther, ihre liebe Not mit der Existenz des Teufels im Kosmos der Schöpfung, von der in Genesis 1, 31 der Erschaffer selber sagt: „... und siehe, es war sehr gut“. Damit darf er doch nicht gleichzeitig Schöpfer des Bösen sein. Dieses kann damit auch keine Präexistenz wie er haben. Vielmehr muss eine neue Konstruktion erhalten über diverse Hintertüren, als da sind ein gestürzter aufrührerischer Engelfürst Luzifer, die Schlange mit Eva und Adam und die verbotene Frucht vom Baum der Erkenntnis. Diesen Apfelbaum hätte er sich sparen können und damit sämtliche Folgen, dann aber auch keine Freuden. Was ist das für ein Gott, der seinen Geschöpfen derartige Fallen stellt oder wollte er durchaus, dass sie einmal auch ihre lohnenden Blicke auf sich selbst und an sich hinab senkten, bis zur Erkenntnis, dass es nicht nur „in excelsis“ Freuden gibt, sondern auch näher liegende Glockenspiele? Opfer wurde schließlich der Feigenbaum, der noch dichtere Blätter führt als der Voyeurismus fördernde Philodendron und ersterer trägt nur im Sommer Früchte und Laub. Hier stehen wir am Beginn der Mode, an der Wiege der Kultur und am endlichen Erwachen der einmaligen klassischen Schönheit der Menschheit. Dieses Geschöpf hat er doch „nur wenig unter die Engel erniedrigt, hat es mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt und ihm alles unter die Füße gelegt“ (Ps 8, 5-7) und im Hebräerbrief 2, 7-8, ist der Mensch als Gottes Ebenbild jetzt endlich selbst verantwortlich im göttlichen Gericht als Endpunkt.

Die eschatologische Ikonographie in ihrem Dualismus von Gut und Böse, von Schön und Hässlich, von Licht und Dunkel, von Himmel und Hölle, von ewigem Lohn und ewigem Verdammnis, von Lächeln und Heulen, von Friede und Hass, von neuem Leben und unendlichem Verderben, von Paradies und Qualen usw. bietet seit den einprägsamen

Gerichtstympanen auch unter dem Einfluss des IV. Laterankonzils (1215) besonders in Frankreich seit dem 12. Jh. etwa in Amiens, Autin, Burges, Chartres, Conques, Laon, Moissac, Paris oder Vezelay usw. lebendiges Anschauungsmaterial für Gut und Böse, Schaurig und Schön, wobei die linke (= rechte) Tympanonhälfte ausnahmslos mit dem Einzug der Seligen ins Paradies gegenüber dem rechten (= linken) Flügel mit den stürzenden Verdammten und quälenden Teufeln und ihren zuckenden Flammenleibern an Interessiertheit abfällt. Gesegnete und Erlöste hinterlassen in ihren geordneten Prozessionen weniger Eindruck als die Bestraften und durcheinander Stürzenden in den brodelnden Kesseln und an glühenden Kettengehängen mit ausgefressenen Leibern und letzten obszön-exhibitionistischen Verrenkungen. Die überdimensionierte heilige Tympanonmitte ist dazwischen sichtbares Bollwerk, auf dass der Tsunami des Schaurigen nicht noch im letzten Augenblick der Weltgeschichte das geringere Schöne und Gute als Minderheit verschlinge.

Wenn beides ewig und damit ohne Ende ist, braucht Schönheit als Erstgeschaffenes wesentlich mehr Kräfte an Überzeugung zum Guten als das nachgeborene Böse /Schaurige, das sich in kürzerer Zeit auf mehr Anhängerschaft hochgepuscht hat. Demnach muss das Böse immer schon die besseren Karten gehabt haben, es spielt ihr Spielchen einfach immer noch raffinierter, sublimer, jetzt ohne Hörner, Schweif und Klauen. Trotz Abschaffung der leiblichen Existenz des Teufels bedarf es lediglich einer zarten äußeren Stimulation und schon bringt der Mensch sich vom rechten Weg ab. Die Mächtigkeit des Bösen wird immer potenziertes, das Schaurige hat einfach das überzeugendere Nervenkitzelspiel im zeitloseren und lässigeren Kostüm, hat einfach das tiefere und damit offenerherzigere, ehrlichere Dekolletee, gegensätzlich zum Keuschheit vortäuschenden Kollar, obwohl nach Heinrich Heine (1822) in den Elixieren des Satans das Furchtbarste und Entsetzlichste liegt, was menschlicher Geist erdenken kann (z.B. Auschwitz).

Unsere Suche nach den Ursprüngen des Bösen führte uns damit tief in die abgründigen Seelen der Menschen zum Quellgrund alles Ungeheuerlichen: Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habgier, Bosheit, Hinterlist, Ausschweifung, Neid, Verleumdung, Hochmut und Unvernunft (so nach MK 7, 21 f.).